



Kontinent im Ausnahmezustand:
Bleibt Australien ein Ort zum Leben?

Seite 3



Harry, Meghan und die schleichende
Abdankung der Monarchie

Seite 53



Fit sein wie Rocky:
Warum wir mehr
denn je trainieren

Seite 18

NZZ am Sonntag

12. Januar 2020 | Nr. 2 | NZZaS.ch | Fr. 6.50 | € 6.50

Burnout-Rekord: Ärzte schreiben zu schnell krank

Die Erkrankungen wegen Stress nehmen stark zu. Oft aber wirkt das Arztzeugnis kontraproduktiv: Die meisten Fälle führen zur Kündigung.

Albert Steck

Der stetig wachsende Druck in der Arbeitswelt hat Folgen: Die psychischen Erkrankungen von Berufstätigen haben dramatisch zugenommen. Seit 2012 ist die Zahl der Arbeitsausfälle um rund 50 Prozent gestiegen. In sechs von zehn Fällen handelt es sich dabei um Burnout oder Depressionen. Das zeigen Statistiken der Versicherungen Swica und PK Rück, welche mehrere hunderttausend Arbeitnehmer betreuen.

Nach Einschätzung von Roger Rittler, Direktionsmitglied bei der Swica, hat die Wirtschaft das Problem lange Zeit unterschätzt. «Noch immer investieren viele Firmen zu wenig in die Prävention und Betreuung der Betroffe-

nen.» Aber auch die Ärzte sind nach Meinung von Fachleuten oft überfordert, wenn es um die Diagnose einer Arbeitsunfähigkeit geht. «Die Ärzte schreiben ihre Patienten oft vorschnell, zu lang und zu 100 Prozent krank», erklärt Niklas Baer, Leiter von WorkMed, der Fachstelle Rehabilitation an der Psychiatrie Baselland.

Im Auftrag des Bundes hat er die berufliche Reintegration von psychisch Erkrankten untersucht. Das Ergebnis: Mehrheitlich scheitert die Wiedereingliederung der Betroffenen, zwei Drittel der Fälle führen gar zu einer Kündigung.

Einen wichtigen Grund sieht Baer in der fehlenden Zusammenarbeit zwischen Arbeitgebern und Medizinern. Nur in jedem fünften Fall treten beide Seiten miteinander in Kontakt: «Somit fehlt vielen Ärzten das ganzheitliche Wissen über die Arbeitssituation des Patienten.» Bei Burnout oder Depression dauert die Arbeitsunfähigkeit im Schnitt

18 Monate - doppelt so lang wie bei den übrigen Erkrankungen. «Doch je länger eine Person krankgeschrieben ist, desto stärker sinken ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt», sagt Versicherungsexperte Rittler.

Der Bund beziffert die wirtschaftlichen Kosten als Folge von Stress auf mehr als 10 Milliarden Franken im Jahr. Darunter fallen Absenzen und Produktionsausfälle sowie die Renten der Invalidenversicherung. Jede zweite Neuanmeldung für eine IV-Rente entfällt inzwischen auf psychische Gründe - bei den Jüngeren sind es sogar über 70 Prozent.

«Dass heute ein grosser Teil der Betroffenen ihre Stelle verliert, ist aus menschlicher und ökonomischer Sicht ein Fehler», kritisiert WorkMed-Leiter Baer. Er spricht angesichts der Zunahme bei der jüngeren Generation von einem «schlummernden Riesen».

Seite 23

Mitte-links-Parteien fordern mehr Geld für die SRG

SP, Grüne und CVP verlangen, dass der SRG mehr Mittel zufließen. Der Plafond der Haushaltabgabe, der bisher bei 1,2 Milliarden Franken liegt, soll angehoben werden.

Francesco Benini

Die Werbeeinnahmen der SRG sinken; allein 2019 sind sie um 30 Millionen Franken gefallen, auf rund 220 Millionen Franken. Nun fordern Politiker der zuständigen Parlamentskommission, dass die SRG zur Kompensation mehr Geld aus dem Ertrag der Haushaltabgabe erhalten soll.

Der Bundesrat hatte 2017 festgelegt, dass die SRG maximal 1,2 Milliarden Franken pro Jahr an Abgabemitteln bekommt. SP-Nationalrat Matthias Aebischer sagt nun: «Der Abgaben-Plafond könnte auf 1,5 Milliarden angehoben werden.» Auch CVP-Natio-

nalrat Martin Candinas fordert eine Erhöhung. Nationalrat Michael Töngi (gp.), Präsident der Fernmeldekommission, meint, man müsse über eine Anhebung nachdenken. Die SRG sei sehr wichtig für die Medienvielfalt und den Service public.

Politiker, die mehr Geld für die SRG wollen, weisen darauf hin, dass mit der Haushaltabgabe bereits 2019 mehr Geld als erwartet eingenommen worden sei. Das Bundesamt für Kommunikation will dazu noch nichts sagen. Der Bundesrat hatte 2017 beschlossen, dass überschüssiges Geld zu einer Senkung der Abgabe führen müsse; sie liegt derzeit bei 365 Franken pro Jahr. FDP und SVP finden, dass an diesem Entscheid festzuhalten sei. Die SRG solle Prioritäten setzen und weitere Einsparungen vornehmen.

Seite 8

“
Als ich realisierte,
dass ich meine
Frau nicht mehr
sehen würde,
wurde mir klar:
Ich muss gehen.



Carlos Ghosn begründet seine Flucht aus Japan. Alles über Aufstieg und Fall des ehemaligen Automanagers. Seite 16



Besser lieben

Polyamorie, Monogamie, offene Beziehung oder Friends with Benefits: Unser Liebesleben folgt längst den Gesetzen der Multioptionsgesellschaft. Doch welche Modelle sind überhaupt im Angebot? Und welches passt zu wem? Das grosse Rating der modernen Beziehungsformen.

Magazin



Kino



Slim (Daniel Kaluuya) und Queen (Jodie Turner-Smith) werden zu Kriminellen gemacht.

Gegen den Hass

Queen & Slim. ★★★★★
USA 2019, 132 Min. Regie: Melina Matsoukas. Mit Daniel Kaluuya, Jodie Turner-Smith.

«Fotos zeugen nicht bloss von Eitelkeit. Sondern von deiner Existenz», sagt Queen (Jodie Turner-Smith) am Anfang zu Slim (Daniel Kaluuya). Wenn man «pictures» aus dem Originaltitel mit «Kino» übersetzt, sind diese zwei Sätze der Leitspruch für Melina Matsoukas' Drama: Es macht sichtbar, was es bedeutet, als Afroamerikaner in den USA zu leben, einem von Rassismus zerrissenen Land.

Queen und Slim sind mit dem Auto auf dem Heimweg nach einem missglückten Tinderdate, als sie von einem weissen Poli-

zisten angehalten werden. Slim lässt die Schikanes des Beamten über sich ergehen. Als Queen, eine Anwältin, die Demütigungen filmen will, verliert der Polizist die Nerven. Schüsse fallen. Von da an sind die beiden auf der Flucht. Sich zu stellen, kommt nicht infrage, weil sie wissen, dass sie von der Justiz nicht gleich behandelt würden wie Weisse. Wenn sie weiss wären, wären sie gar nicht erst in diese Situation geraten.

«Pictures aren't just about vanity. They're about existence» steht nicht nur als Motto für Matsoukas' Drama, darin steckt eine Wahrheit, die auch fürs Kino als solches gilt: Für Weisse ist das Filmemachen eine Selbstverständlichkeit, ein Mittel zur Selbstverwirklichung. Für Afroamerikanerinnen wie Melina Matsoukas, Spike Lee oder Barry

Jenkins hingegen ist es schwieriger, und es geht um mehr: Sie erzählen der Öffentlichkeit von der «black experience». Durch ihre Filme erheben sie ihre Stimmen, die sonst immer noch zu wenig gehört werden.

«Queen & Slim» ist eine Liebesgeschichte, ein Roadmovie. Man sieht Matsoukas' Bildern die über 60 Musikvideos an, die sie für Künstlerinnen wie Beyoncé, Rihanna, Lily Allen oder Katy Perry gedreht hat. Die sinnlichen Bilder und der hoffnungsvolle Grundton in ihrem ersten Spielfilm machen den Kontrast zum Unrecht, das dem Paar widerfährt, umso grösser. Das macht wütend. Wie auch die Tatsache, dass ein so eindrückliches und relevantes Werk über Diskriminierung in der laufenden Award-Season bis jetzt übersehen worden ist. *Denise Bucher*

Kurz und knapp

Les misérables ★★★★★
Im Spielfilmdebüt des französischen Dokumentarfilmers Ladj Ly lernt ein Polizist aus der Provinz die brutale Realität in den Pariser Banlieues kennen. Die erschütternde Geschichte ist fiktiv, aber inspiriert von Erlebnissen des Regisseurs.

Öndög ★★★★★
Ein junger Polizist soll nachts in der mongolischen Steppe über die Leiche einer Frau wachen und erfriert selbst dank einer Hirtin nicht. Was wie ein Krimi beginnt, wird sehr langsam zu einer rätselhaften Geschichte über eine rätselhafte Frau.

Platzspitzbaby ★★★★★
Zürich, Mitte der 1990er Jahre: Die offene Drogenszene gibt es nicht mehr, Mia (Luna Mwezi) muss mit ihrer heroinsüchtigen Mutter (Sarah Spale) aufs Land ziehen. Sie kümmert sich um ihre rückfällige Mutter, aber zugleich versucht sie sich von ihr zu lösen, um überleben zu können. Ein schonungsloses, einfühlsames Drama über die vergessenen Opfer, die ein verdrängtes Kapitel aus Zürichs Geschichte forderte. *(d.b.c.)*



Grosses Talent: Luna Mwezi.

Ausstellung



Lily van der Stokker: «Birthday», 1998/2019.

Bei Girlies zu Hause

Lily van der Stokker: Help help a little old lady here. Migros-Museum, Zürich, bis 23. 2. ★★★★★

Das tut gut! Helle pastellige Farben, gerundete Formen, Blumenmuster, Wolken und in Handschrift verfertigte Texte. Gelegentlich noch ein paar Schleifchen. Man fühlt sich wie im Kinderzimmer von Mädchen, denen jeder raue Ton erspart bleiben soll. Wenn es an allen Ecken und Enden des Globus kracht, sehnt man sich gelegentlich nach so einem Ort, an dem alleine schon die Mahlzeiten einen ganzen Tag füllen: «All day problems» hat Lily van der Stokker eine Wandmalerei im Migros-Museum überschrieben, in der sie Einkaufszettel und Gerichte notiert und so liebevoll dekoriert wie meine Klassenkameradinnen früher ihre Poesiealben.

Ganz so gemütlich bleibt es dann aber nicht. Zum einen, weil unsereins vielleicht lieber bittere Thriller mag als eine Palette aus sanften Flötentönen. Vor allem aber, weil diese penetrante Leere alle Harmlosigkeit schluckt. So aufgeräumt sah man die Hallen des Migros-Museums noch selten. Die Künstlerin hat Schwerstarbeit geleistet und doch nur gerade einmal 18 Wandmalereien und Zeichnungen hinterlassen. Das liegt am Genre: Wandmalereien sind aufwendig, dafür gebührte ihnen einst auch mehr Prestige. Was Fürsten und Bischöfe für ihre Palazzi und Kirchen bestellten, sollte die Öffentlichkeit über Generationen anleiten.

Dem dreht die 1954 in den Niederlanden geborene, heute in Amsterdam und New York lebende Künstlerin eine Nase: Weder sind ihre Sujets historisch bedeutend, noch ist ihre Darstellungsweise technisch anspruchsvoll. Im Gegenteil! Sie wählt den Alltag aus und die Klippen, die wir zu umschiffen haben, etwa die steigenden Nebenkosten auf der Zeichnung «The Rent», das Älterwerden oder die Situation von Künstlerinnen. Und sie stellt ihre Szenen im Gestus der Pop-Art dar. Vereinfachung ist Trumpf, die Besucher sollen einbezogen werden. «Yeah» und «hoi» werden wir begrüsst. Das ist natürlich alles bestens abgedeckt. Die Künstlerin spielt locker Pingpong mit allem, was vom Verhältnis zwischen Wand und Objekt bis zu Bild und Design in der Kunst der letzten fünfzig Jahre Thema war.

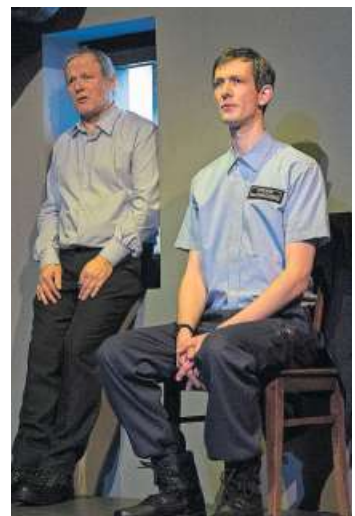
Zu dem «warm apple crumble & wipped cream» wären wir übrigens gerne vorbeigekommen. Kunsthistorisches Schattenboxen hin oder her. Der Magen gewinnt immer (unser Lateinlehrer). *Gerhard Mack*

Bühne

Wer will hier über die Grenze?

Theater ★★★★★
Catalin Dorian Florescu: Ich muss Deutschland. Sogar-Theater Zürich, bis 22 Januar.

Es scheint fast, als ob sie auf Godot warten würden. Sie stehen da, schauen in die Nacht, nichts geschieht. Doch es handelt sich nicht um Estragon und Wladimir, sondern um zwei Polizisten an der rumänisch-serbischen Grenze. Sie schieben Wache und halten Ausschau nach Menschen, die im Schutz der Dunkelheit auf der Balkanroute nach Norden flüchten. Früher, zu Zeiten von Ceausescu Diktatur, wollten die



Sie warten und warten: Krishan Krone und Jonas Gygax als Grenzpolizisten auf Patrouille.

Leute in der anderen Richtung über die Grenze.

In «Ich muss Deutschland» beleuchtet der Zürcher Schriftsteller Catalin Dorian Florescu die Fluchthematik aus ungewöhnlicher Perspektive: Seine Hauptfigur ist ein Grenzpolizist, der selber mit dem Gedanken spielt, auszuwandern und als Gemüseflücker anderswo mehr zu verdienen. Als er dann wirklich einen Geflüchteten stoppt, wird die Situation absurd.

Mit der Inszenierung von Florescus Erzählung verfolgt das Sogar-Theater seinen Ansatz eines literarischen Theaters konsequent weiter. Die Regisseurin Ursina Greuel hat einen minimalistischen, ganz auf den Text fokussierten Zugang ge-

wählt. Erzählpasagen und Dialoge wechseln sich ab, wie in der Textvorlage selbst. Nichts lenkt von der Geschichte ab, kein Bühnenbild, keine lauten Töne. Die Schauspieler Jonas Gygax, Krishan Krone und Khalil Hamidi suchen die Intensität in der Zurückhaltung. Die Bilder entstehen im Kopf der Zuschauerin, auch dank der Anschaulichkeit und dem Humor von Florescus Erzählung, welche Migration aus osteuropäischer Sicht betrachtet und ins Existenzielle wendet. Letztere grundsätzliche Dimension macht der Autor auch in seiner ans Theater anschliessenden Lesung deutlich. Nun folgt die Geschichte von Florescus eigener Familie, die 1982 aus Rumänien floh. *Martina Läubli*

Kurz und knapp

Literatur

P. G. Wodehouse: Tausend Dank, Jeeves! Aus dem Englischen von Thomas Schlachter. Insel, Berlin 2019. 318 S., um Fr. 32.-, E-Book 21.-. ★★★★★

Wodehouse ist unübersetzbar. Wer es trotzdem versucht, der muss es so machen wie Thomas Schlachter und sich dabei mit Albert Camus Sisyphus als glücklichen Menschen vorstellen. Dem Zürcher Übersetzer, der schon Gilbert Adair trefflich ins Deutsche gebracht hat, gelingt das scheinbar Unmögliche: Ein gutes Dutzend Bücher des furchtbaren Engländers, der von 1881 bis 1975 lebte und 96 Romane, 40 Theaterstücke sowie unzählige Kurzgeschichten verfasste, hat er übertragen und dabei deren Ton so gut getroffen, dass der britische Humor auch im

Deutschen überlebt. Wodehouse schreibt federleichte Konversationsromane. Oft drehen sie sich um den skurrilen Bertie Wooster und seinen stoischen Diener Jeeves. Im vorliegenden Band erinnert Wooster mit knapper Not einem Bund fürs Leben mit Pauline Stoker und widmet sich darauf so inbrünstig dem Spiel auf der Banjolele, dass sein Butler ihm zu kündigen droht. Als er auf das Sommerhaus seines Freundes Chuffy ausweicht, ergibt es sich, dass dieser, weil er in Geldnöten steckt, sein Anwesen ausgerechnet Paulines Vater, einem steinreichen Amerikaner, zu verkaufen plant – und sich prompt in die Tochter verliebt, was zu den schönsten Verwicklungen führt. Egal, wohin die Geschichte sich dreht: Wir lachen uns Satz für Satz schlapp. Tausend Dank, Jeeves! *(pap.)*

Klassik

C. P. E. Bach: Flötenkonzerte & Sinfonien. Musikkollegium Winterthur. Claves 2019. ★★★★★

Es ist jedes Mal dasselbe: Man legt eine CD mit Musik von Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788) ein und ist hingerissen von diesem Feuerkopf. Was war dieser Komponist doch für ein Phantast, ja grandioser Spinner! Die «Sinfonie in D», 1775 komponiert, knallt alles weg, was da Haydn, Mozart und Co. runderum komponieren. So viel Originalität! Roberto González-Monjas und das Musikkollegium Winterthur stürzen sich mit Lust in diese Abgründe. Die CD mit zwei Flötenkonzerten gehört auch Nolwenn Bargin: Die Flötistin meistert zwei gemässigtere, aber nicht weniger grossartige Werke mit unglaublicher Atemkunst und ahornblatt-leichter Virtuosität. *(bez.)*



Roberto González-Monjas harmoniert bestens mit dem Musikkollegium Winterthur.

Jazz

Peter Schärli: Peace Now! Enja. Konzerte: Kleintheater Luzern, 21. 1.; Moods, Zürich, 28. 1.; u. v. a. ★★★★★

Schlicht, ja beinahe lapidar muten die Titel der sieben Eigenkompositionen auf der neuen CD des Schweizer Trompeters Peter Schärli an: «Hope Not Hate» und «Waiting For Peace» heissen sie, Blumen für die Frauen, die Liebe und die Musik versprechen sie. Ein Stück gilt der Provinz Masvingo in Simbabwe, eines ist «Mr. Disler» zugeordnet; wir vermuten eine Hommage an den 1996 viel zu früh verstorbenen Künstler Martin Disler. Doch so simpel die Titel klingen, so vertrackt ist die Musik. Schärli, der 1955 in Schötz zur Welt kam und seit 1981 an der Hochschule Luzern unterrichtet, verbindet Tradition und Innova-

tion. Liebevoll ausgestaltet sind die Themen, über die die Musiker des klavierlosen Quintetts improvisieren. Die Bläser – neben Schärli die junge Deutsche Silke Eberhard am Altsaxofon sowie Jean-Jacques Pedretti an der Posaune – finden zu farbigem Ensemblespiel, aber auch – beispielsweise im aufwühlenden ersten Teil von «Waiting For Peace» – zu atmosphärisch dichter kollektiver Klangexploration. Christian Weber am Bass und Norbert Pfammatter am Schlagzeug sind weit mehr als eine Rhythmusgruppe im herkömmlichen Sinn. Als Impulsgeber tragen sie wesentlich zur intensiven Interaktion bei. «Schweizer Jazz» – das ist manchmal relativierend gemeint wie «Schweizer Fussball». Hier wäre diese Etikettierung ganz verfehlt. *(pap.)*